

Hans-Peter Krüger

Macht und Geist kommunikationsorientiert betrachtet



Geboren 1954 in Potsdam; 1972-1976 Philosophiestudium an der Humboldt-Universität zu Berlin; 1980 Promotion über den jungen Hegel. Seit 1981 Mitarbeiter des Ostberliner Akademie-Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft, 1987 Habilitation mit einer Arbeit zur kommunikationsorientierten Erforschung der Wissenschaften. Seit 1989 ebenda Professor für Wissenschaftstheorie. Buchveröffentlichungen: *Kritik der kommunikativen Vernunft*, Berlin 1990; (Hg. mit C. Kröber) *Wissenschaft — Das Problem ihrer Entwicklung*, Bd. 1, Berlin 1987; (Hg.) *Objekt- und Selbst-Erkennnis*, Berlin 1991. — Adresse: Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft, Prenzlauer Promenade 149-152, 0-1100 Berlin.

Ich kam an das Wissenschaftskolleg mit einem altdeutschen Thema, dem von Macht und Geist, das ich jedoch kommunikationsorientiert untersuchen wollte. Für mich war — über den *linguistic turn* hinausgehend — die semiologische Wende der klassischen, vor allem deutschen Geistesphilosophie interessant geworden, um meine in der DDR gemachten Erfahrungen wenigstens einen Schritt weit auf den Begriff zu bringen. Die kommunikationsorientierte Reformulierung des alten Themas sollte nicht nur die geschichtsphilosophisch absolutistische Perspektive erübrigen, sondern vor allem und gerade am Wissenschaftskolleg transkulturelle und transdisziplinäre Anschlußstellen ermöglichen. Diese Hoffnung ist in Erfüllung gegangen, und ihre Grenzen sind allein meiner persönlichen Kapazität zur interkulturellen und interdisziplinären Kommunikation zuzuschreiben.

Meine frühere begriffliche Unterscheidung zwischen sympraktischen, gesprochen sprachlichen und schriftsprachlichen, metasprachlichen und operationalisiert sprachlichen sowie schließlich symbiotischen Kommunikationsformen konnte ich verfeinern und hinsichtlich ihres Zusammenhanges teilweise besser durchführen. Dies gelang mir vor allem durch das Studium amerikanischer und französischer Literatur, die ich im Vergleich zur deutschen und osteuropäischen kaum kannte.

Größere Schwierigkeiten hatte ich auf der theoretischen Ebene schon seit langem mit der Differenzierung der verschiedenen Varianten des Wechsels zwischen Teilnehmer- und Beobachter-Perspektiven. Um lebensweltlich-phänomenologisch weiterzukommen, erlag ich häufig der Versuchung, Fellows und zuweilen Mitarbeiter des Kollegs — hoffentlich unbeachtet — in meine Studienobjekte zu verwandeln. Sie boten eine unaufdringliche Farbenpracht an Alltags- und Expertenkulturen, wie man sie nur selten findet. Ich erlebte eine Vielfalt von eher symmetrischen oder eher asymmetrischen Perspektivenwechseln, deren Erfahrung ich noch längst nicht begrifflich auflösen kann, von der ich sicher noch lange zehren werde. Jedenfalls fiel mir in der zweiten Hälfte immer wieder Michail Bachtin ein, und ich begann zwischen monologischen, dialogischen, polylogischen, polyphonen und anderen Reflexionsformen zu unterscheiden. Ich, der ich lebensgeschichtlich häufig in den Monolog mit der Literatur gedrängt worden war und der sich daher nach dem Polyphonen und Polylogischen sehnte, erappte mich immer öfter beim Gefühl der Erschöpfung meiner Selbstreferenz durch Polyphonie und Polylogik. Aber solche Störungen können, so tröste ich mich eben, bei angemessener zeitlicher Distanz produktiv ausschlagen.

Den größten Fortschritt machte ich da, wo es um die soziologischen und politologischen Anschlußstellen ging. Für moderne Gesellschaften sind raumzeitlich mittelbare Kooperationen konstitutiv. Was lebensweltlich-phänomenologisch als ein *idealiter* symmetrischer Perspektivenwechsel in allen Kommunikationsformen begegnen kann, steht vor dem „Nadelöhr“ der Einschränkung oder gar Blockierung des Strukturpotentials der Perspektivenwechsel durch ihre Institutionalisierung und Medialisierung. Da halfen mir Einblicke in die Organisations- und Massenkommunikationsforschung (wieder dank der vorzüglich arbeitenden Bibliothek), in das Konzept der „reflexiven Modernisierung“ (Ulrich Beck) und in die politologisch-historisch vergleichende Typologie von Juan J. Linz (autoritäre, totalitäre, posttotalitäre und andere Regime) sowie die unzähligen Diskussionen mit Wissenschaftshistorikern (z. B. der Gedanke der „mehrfachen Mitgliedschaften“ durch Mitchell Ash) weiter.

Empirisch interessierten mich die Verteilung und Proportionen zwischen den begrifflich erschlossenen realen Möglichkeiten zum kommunikativen Perspektivenwechsel (einschließlich seiner erwähnten Einschränkungen und Blockierungen). Ich stützte mich vor allem auf die informellen Kommunikationsnetze von Sozial- und Geisteswissenschaftlern in der ehemaligen DDR. Dafür brachte ich lebensgeschichtlich einen Vorteil mit, der zugleich meine Grenze markierte: Ich war *Insider* solcher Netze und deren „Dialektik der Aufklärung“, d. h. auch ihres möglichen Umschlags in Machtkonfigurationen, die strukturell keine Innovation bedeuteten.

Zum Überschreiten dieser meiner Grenze bedurfte ich eines sehr informellen und ehrlichen Perspektivenwechsels mit Wissenschaftlern aus anderen Ländern und Disziplinen zu den offiziellen und inoffiziellen Prozeduren im jeweiligen Wissenschaftsbetrieb. Auch dies gelang im Laufe der Zeit am Kolleg mit Mitarbeitern oder in den kleinen Abendrunden mit Fellows bestens. Ich pendelte zwischen diesem Erfahrungsschatz und den Diskussionen mit Ostberliner Kollegen am Wochenende hin und her, in der S-Bahn manchen Gestalt-switch erlebend und wieder einen Packen zu begutachtender *papers* im Nacken. Was mich zunächst sehr störte, dieses Gefühl, zunehmend auch in eine Management- und Vermittlerrolle zu geraten, mauserte sich zu einer respektablen Erfahrung, die ich noch auszuwerten hoffe.